

setz verstoßen; aber das Geheimnis ihrer Wirkung liegt doch in der lebendigen Kraft, nicht in der rechtlichen Ordnung. Das Recht kann Kräfte weder geben noch nehmen, sondern nur ordnen.«⁴⁴ Neundörfer verweist hier also das Kirchenrecht in seine Schranken: Es ist nicht das Leben, sondern »Diener des Lebens«⁴⁵, nicht mehr und nicht weniger. Was aber geschieht, wenn die rechtliche Autorität keine Entsprechung in der wirklichen Autorität findet? Kann dann nicht das Kirchenrecht abdriften in einen Verwaltungsapparat, der mit dem wirklichen Leben nichts mehr zu tun hat? Gerade also um des konkreten Lebens willen wäre eine genauere Beschreibung des Zueinanders von Recht und Wirklichkeit wünschenswert. Sie ist in diesem Aufsatz noch nicht vollends gelungen.

Guardini schrieb in einer Vorbemerkung zu dem hier zitierten posthum veröffentlichten Aufsatz: »Ich persönlich bin überzeugt, daß Karl Neundörfer, der gerade für das Konkrete so offen stand, mit der Zeit den juristischen Idealismus überwunden und aus dem Begriff des bloßen Geltungsrechtes zum wirklichen Recht, als wirkliche Form wirklichen Lebens durchgedrungen wäre.«⁴⁶ Was Karl Neundörfer selbst nur unzureichend gelungen ist, bleibt Aufgabe eines jeden Kanonisten: das Kirchenrecht als lebendig-konkrete Wirklichkeit zu erfassen.

Priestergestalten in Romanen von Charles Williams

Von Gisbert Kranz

Die sechs Priester, die in den Romanen des großen christlichen Dichters Charles Williams¹ dargestellt werden, sind Amtsträger der anglikanischen Kirche Englands. Die priesterliche Spiritualität, die an ihnen – und sei es *ex negativo* – demonstriert wird, ist die anglo-katholische.

Im ersten Kapitel des Romans *Shadows of Ecstasy*² hören wir von Eingeborenen-Aufständen im Innern Afrikas. Christliche Missionare sind ermordet worden. Und doch

44 Ebd., S. 136f.

45 Ebd., S. 137.

46 Ebd., S. 128.

1 Erste Einführung: G. Kranz, Die seltsamen Romane des Charles Williams, in: *Stimmen der Zeit* 205 (1987), S. 339-352; Internationales Charles-Williams-Symposium, in: *Inklings-Jahrbuch* 5 (1987), S. 11-296; G. Kranz, Charles Williams und seine Arthur-Gedichte, in: *Universitas* 41 (1986), S. 463-470; ders., Die Oxforder Inklings-Autoren, in dieser Zeitschrift 15 (1986), S. 70-78; I.F. Görres, Arthurian Torso, in: *Hochland* 60 (1968), S. 743-753.

2 Ch. Williams, *Shadows of Ecstasy*. London 1931. Eine Übersetzung ins Deutsche liegt noch nicht vor; hier wird zitiert nach der Ausgabe: London 1965, mit Seitenzahlen in Klammern, in der Übersetzung des Verfassers.

hat der Erzbischof von Canterbury sofort an den Premierminister geschrieben, »daß die kirchlichen Stellen die Entsendung von Strafexpeditionen völlig ablehnen und bitten, von diesem Vorhaben Abstand zu nehmen. Die Bischöfe seien der Meinung, man solle keine staatlichen Maßnahmen ergreifen, um den Märtyrertod der niedergemetzelten Missionare und Bekehrten zu rächen« (24). Dieselbe Erklärung gibt der Erzbischof vor dem Oberhaus ab. Ein entrüsteter Lord fragt ihn, ob er meine, Krieg und Gewaltanwendung seien Sünde. Der Erzbischof antwortet, daß Gewaltanwendung in Umständen wie den gegenwärtigen ihm und seinen Amtsbrüdern als eine Verletzung christlicher Grundsätze erscheine. »Ein anderer Pair wollte wissen, ob, falls die Regierung Strafexpeditionen entsenden sollte, der Erzbischof sie allen Ernstes einer unchristlichen Handlungsweise beschuldigen wolle. Der Erzbischof sagte, der edle Pair werde sich wohl dessen erinnern, daß das Christentum die Bereitschaft zum Martyrium voraussetze als eine bloße Vorbereitung zu jedem ernsthaften Werk, und er sei überzeugt, daß kein edler Lord, der ihm gerade zuhöre und Christ sei, nicht willens sei, Foltern und Tod zu ertragen, ohne seinen Feinden auch nur für einen Augenblick Schmerz zu wünschen. Er entschuldigte sich vor dem Hohen Hause dafür, daß er es an das erinnere, was man die Anfangsschritte einer Religion nennen könnte, von der viele seiner Zuhörer berühmte Bekenner seien« (24f.).

Ian Caithness, ein Pfarrer aus Yorkshire, stimmt dieser Haltung zu: »Es ist die Pflicht, die Ehre der Missionare zu sterben, wenn es notwendig ist. Das ist eine Bedingung ihres Berufs. Die Märtyrer der Kirche dürfen nicht durch weltliche Waffen gerächt werden« (18). Im Laufe der turbulenten Ereignisse, die der Roman erzählt, zeigt Caithness oft genug Mut. Dieser Priester weicht dem Risiko, getötet zu werden, nicht aus. Er bekämpft den Pseudo-Messias Nigel Considine, der eine Art teuflischer Übermensch ist, verantwortlich für die Blutbäder in Afrika, für den Krieg gegen Großbritannien, für die Bombardierung Londons und für die Verwandlung des christlichen Zulu-Königs Inkamasi in einen willenlos gefügigen Automaten durch infernalische Macht. Während einer heiligen Messe, die der Erzbischof in der Kapelle des Lambeth-Palastes zelebriert, opfert Caithness Geist und Seele des bewußtlosen Inkamasi Unserem Herrn, und durch die übernatürlichen Mittel der streitenden Kirche wird der Zulu-König aus Considines Gewalt befreit. Als später Inkamasi wieder von Considine und seinen Anhängern gefangen wird, begleitet Caithness ihn in die Gefangenschaft, um, wenn nicht das Leben, so wenigstens die Seele des Königs zu retten und Considine zu trotzen. »Ich hasse ihn nicht«, sagt Caithness, »abgesehen davon, daß er sich gegen Gott stellt wie der Antichrist, der kommen soll« (190).

Mit Mottreux, einem aus Considines Gefolge, der sich vorgenommen hat, diesen Übermenschen zu erschießen, steht Caithness in geheimem Einverständnis. Der Priester sagt dem zum Attentat Entschlossenen: »Jeder, der England rettet, würde ein Freund aller Menschen sein« (199). Ironischerweise muß er just in diesem entscheidenden Augenblick an sein Gespräch mit dem Erzbischof denken und an dessen Ablehnung von Gewaltanwendung. Charles Williams verrät uns in einem inneren Monolog, was im Kopf dieses Eiferers vor sich geht: Ist diese Lage nicht eine Ausnahme? Würde nicht wenigstens diesmal der Zweck die Mittel heiligen? Das gilt natürlich nicht als normale Regel, niemals, nur jetzt, dieses eine Mal. Nachher nie mehr, denn so etwas kann ja nicht zweimal vorkommen. Außerdem würde nicht er oder die Kirche sich mit Blut beflecken, sondern der eigene Gefolgsmann des Schurken (vgl. 198f.). Soll er

Considine töten! Das wäre ein gutes Werk. Und wenn Caithness teilweise für Considines Tod verantwortlich sein sollte, so wäre das eine noble Verantwortung, und er wollte sie tragen (vgl. 215).

Was sollen wir, nach der Absicht des Autors, von diesem Priester denken? Sobald Charles Williams ihn in seine Geschichte einführt, beschreibt er ihn so: »Er war ein hochgewachsener Mann ... und sah wie ein asketischer Priester aus, was aber eher Zufall als Verdienst war, denn er übte keine übertriebenen Kasteiungen. Aber er nahm das Leben ernst, und ... er schrieb sein Temperament seiner Religion zu. Er fühlte sich deshalb nicht ganz wohl bei Leuten mit anderem Temperament, die dasselbe taten« (17). Das klingt nicht nach Lob. Sehr kritisch heißt es gegen Ende des Romans: Caithness »sah alles in Begriffen seines eigenen Gut und Böse; ... dem Bösen zu widerstehen, nicht so sehr dem Guten zu folgen, wurde das Hauptanliegen seiner Ermahnungen. So wurden vielleicht die großen Kräfte vergeudet; so wird vielleicht selbst dem Bösen nicht genug widerstanden ... Er hielt sich für den Hauptkämpfer des Christentums gegen den Antichrist. Auch war es etwas ärgerlich, behandelt zu werden, als wäre er in einem Anfangsstadium seiner eigenen Religion. Ein persönlicher Groll verstärkte unbewußt die Hingabe seiner Seele an ihre Hypothese« (196f.). Dieser Priester ist eifrig, aber wenig demütig. Sein Eifer grenzt an Fanatismus und verführt ihn dazu, der geheime Komplize des Mordes an Considine zu werden. Williams scheint der Überzeugung zu sein, daß nur ein Heiliger, frei von der geringsten Spur des Stolzes, ein guter Priester sein kann.

Einer der geistlichen Lehrer von Charles Williams, William Law, schreibt im 12. Kapitel seines Buches *A Serious Call to a Devout and Holy Life (Ernsthafte Aufforderung zu einem frommen und heiligen Leben, 1729)*: »Ein Bischof muß ein hervorragendes Beispiel christlicher Heiligkeit sein, wegen seiner hohen und heiligen Berufung ... Sobald man an einen weisen, alten Bischof denkt, stellt man sich eine hochstehende Frömmigkeit vor, ein lebendiges Beispiel all jener heiligen Gesinnungen, die man im Evangelium beschrieben findet ... Der weiseste Bischof ist der, welcher auf den höchsten Höhen der Heiligkeit lebt, der höchst beispielhaft in allen Übungen des geistlichen Lebens ist ... Solltest du einen Bischof treffen, der im Laufe seines ganzen Lebens unter seiner Stellung lebt, sich all den törichten Launen der Welt anpaßt und von denselben Sorgen und Ängsten beherrscht wird, die eitle und weltlich gesinnte Menschen beherrschen, was würdest du von ihm denken? Würdest du glauben, er sei nur eines kleinen Fehlers schuldig? Nein ...«

Wenn man diese Ansicht von William Law, die Charles Williams teilte, mit dem Bilde vergleicht, das Williams von dem Bischof in *Krieg im Himmel*³ zeichnet, ist der Kontrast groß: »Ein junger und energischer und moderner Bischof, der seine Diözese von Bahnhöfen und Vortragspulten (vor und nach seiner Rede) und öffentlichen Fernsprechkzellen organisierte.« Der Archidiakon hielt ihn nicht für geduldig (vgl. 52), und seine Haushälterin findet ihn stets in Hast, immer auf dem Sprung nach einem anderen Ort und zu einer anderen Tätigkeit. Sie hat ihre Bedenken gegen diesen eiligen Stil, denn was zu schnell getan wird, muß zweimal getan werden. Außerdem seien Bischöfe dafür da, uns zu lehren, und sie sollten sich dazu Zeit nehmen (vgl. 147f.). Als der Ar-

3 Ch. Williams, *War in Heaven*. London 1930; deutsch: *Krieg im Himmel*. Berlin 1983. Hier wird zitiert nach der Ausgabe: Grand Rapids. Michigan 1982; Übersetzung vom Verfasser.

chidiakon dringend seines Bischofs Rat und Weisung braucht, ist er nicht da. Dieser Bischof scheint ein Priester zu sein, der von Aktivität geradezu platzt auf Kosten der Spiritualität.

Ganz sicher fehlt Spiritualität bei Mr. Batesby, »einem ziemlich ältlichen Geistlichen, den der Archidiakon ganz und gar nicht leiden konnte« (42). Er war »ein hochgewachsener, hagerer, stets beunruhigter, geschwätziger und unfähiger Priester« (43), ein Beispiel »menschlicher Nutzlosigkeit« (43). Daß er betet, hören wir nie; wichtig ist ihm allein »das Praktische«, z.B. die Beaufsichtigung des »Christlichen Cricket Clubs« in seiner Pfarre (vgl. 100). »Wenn Batesby über Gebetbuchreform, Pfarrgemeinderat und Kirchensteuergesetz plauderte, legte er diesen Dingen einen erhabenen Ewigkeitsgeschmack bei, der nach der Gottheit selbst schmeckte« (56). Als der teuflische Gregory Persimmons zu Besuch kommt, hegt der beschränkte Mr. Batesby, im Unterschied zum Archidiakon, nicht den geringsten Verdacht und erzählt nachher treuherzig: »Er hält Moral für wichtiger als Dogmen, und natürlich stimme ich ihm zu ... Und er gab mir fünf Pfund für irgendetwas Aktives. Er ist wie ich begierig, daß etwas geschieht. Er ist der Ansicht, die Kirche sollte ein Mittel des Fortschritts sein ... Das hat mich tief beeindruckt. Ein Idealist ... Er hält Christus für den zweitgrößten Menschen, den die Erde hervorbrachte ... Das zeigt doch eine sympathisierende Gesinnung, nicht wahr? Immerhin, der zweitgrößte! Das will was heißen. Kindlein, liebet einander – wenn fünf Pfund uns helfen, ihnen das in der Schule beizubringen! Meine braucht sicher einen kompletten neuen Satz von Bibelbildern« (70).

In einer Predigt sagt Mr. Batesby, »daß die Polizei für die Zehn Gebote ebenso wichtig sei wie die Kirche« (193). Seine Ansichten über die Kirche sind »unglaublich dumm«. Er redet »lieber über seine Meinung zu den liturgischen Vorschriften über Geräte und Gewänder als über seine Pfarrkinder« (70). Er hegt törichte Ansichten über die Wiedervereinigung der Kirchen (vgl. 99). Seine Seichtheit tritt am deutlichsten hervor, wenn er mit dem aus legendärer Ferne plötzlich aufgetauchten Priester-König Johannes spricht: »Stätten der Ruhe und des Friedens sollten unsere Dorfkirchen sein ... eingetaucht in Stille, Kirche und Kirchhof – alle im Schlaf, schön im Schlaf. Und rund um sie her das sanfte Dorfleben, einfache, schlichte Seelen. Einige möchten Weihrauch, Kerzen und all das – aber ich sage, das paßt nicht dazu, es ist die falsche Atmosphäre. Wahre Religion ist etwas Innerliches« (149). Voller Phrasen und Platitüden ist die Konversation dieses redseligen Priesters, seine idyllischen Vorstellungen sind ohne theologischen Tiefgang. Als der Priester-König Johannes das Geschwätz Batesbys vom Himmel in unserer Familie mit der Frage unterbricht, was er denn unter dem Himmelreich verstehe, antwortet Batesby: »Nun, das muß man recht verstehen.« ... Mr. Batesby überlegen-beschützendes Getue schien zuzunehmen. Mehr denn je wurde er zum Lenker und Hüter für seine Gefährten (in diesem Augenblick für den Priester-König!), und die Lehrende Kirche schien, etwas nervös und schleppenden Fußes, im Staub hinter ihm her zu gehen... »Natürlich meinen einige, es bedeute die Kirche – aber das ist sehr beschränkt. Ich sage meinen jungen Leuten im Konfirmanden-Unterricht, das Himmelreich ist alle guten Menschen ... Man erkennt gute Menschen ... An ihren Früchten, wissen Sie. Sie schlagen keinen tot, ... sie sind nur freundlich und ehrlich und sparsam und fleißig u.s.w.« (191).

Offensichtlich ist das Bild des hirnlosen und windigen Mr. Batesby, der nur verworrene Erinnerungen an die Bibel hat und die Ideale des Kleinbürgertums mit dem Him-

melreich verwechselt, als lächerliche Karikatur gemeint. Batesby wird seinem Priesteramt nicht gerecht und verwässert die christliche Lehre. In der Nacht, in der Persimmons an einem Hexensabbat teilnahm, »schief Mr. Batesby fest, und der Archidiakon betete« (71). In diesem einen Satz faßt Williams den entscheidenden Unterschied zwischen Batesby und dem Archidiakon von Fardles zusammen. Äußerlich wirkt der Archidiakon eher unscheinbar, ähnlich dem Father Brown Chestertons: pausbäckig, rundlich, flink und klein, mit Goldrandbrille (vgl. 20), immer höflich, doch auf der Hut, nie die Mahnung des Herrn vergessend, »klug wie die Schlangen zu sein« (180). Er hat Humor und ist fähig zu sagen: »Bei euch Kirchentreuen komme ich mir immer wie ein Atheist vor« (179). Er hat Intelligenz und Mut – zwei Eigenschaften, die notwendig sind, um die aufregenden Ereignisse dieser Geschichte, in der er die Hauptgestalt ist, gut zu durchstehen.

Obwohl er Batesby nicht mag, stellt er ihn für die Urlaubszeit als seinen Vertreter an, weil Batesby diese zusätzlichen Einkünfte dringend benötigt (vgl. 42). Nächstenliebe beweist der Archidiakon auch darin, daß er erfolgreich seine Gefühle verbirgt, wenn er die aufdringliche Schwatzhaftigkeit Batesbys zu ertragen hat.

Während Williams den betulichen Batesby so gut wie nie mit seiner Amtsbezeichnung, sondern stets »Mr. Batesby« nennt, erwähnt er den Archidiakon stets mit seinem Titel und verrät den bürgerlichen Namen Davenant nur an drei Stellen des Romans. Schon diese sprachliche Unterscheidung macht deutlich, daß der Archidiakon wirklich sein Amt ausfüllt. Jeden Morgen zelebriert er um sieben in seiner Kirche, und eine Viertelstunde vorher hält er das öffentliche Morgengebet (vgl. 48). Er kennt »keine andere Vision als die von tausend pflichtgemäß gefeierten Mysterien in seinem priesterlichen Leben« (137). Seine Predigten sind, was sie sein sollten: geistige Nahrung (vgl. 104). Da er unverheiratet ist, kann er sich ungeteilt seinen Pfarrkindern widmen (vgl. 129). Immer wieder bedenkt er das Gebot »Weide meine Lämmer!« und fragt sich selbstkritisch und demütig, ob er ihm gerecht werde (vgl. 234f.).

Seine Bescheidenheit und Losgelösteheit von allem ist ungeheuchelt. Er schrieb ein Buch, bildet sich aber nichts darauf ein. »Sie wissen, man sagt, ein Buch sei wie ein Kind. Man hat eine lächerliche Vorliebe für sein eigenes Kind ... Aber allen Ernstes zu glauben, es sei besser als andere Kinder, ... das erscheint mir so albern, daß es fast verächtlich ist ... Wenn ich es allen Verlegern schickte und sie alle würden es ablehnen, dann sollte ich ihnen wohl glauben« (22). In einem Verlagsbüro sagt er: »Ob Sie es veröffentlichen oder nicht, ob überhaupt einer es veröffentlicht oder nicht, spielt keine Rolle. Ich glaube, es würde eine Rolle spielen, wenn ich keinen Versuch unternähme, es an die Öffentlichkeit zu bringen, denn ich glaube aufrichtig, daß die Gedanken gut begründet sind. Aber mit dieser sehr kleinen, unumgänglichen Aktivität endet meine Verantwortung« (32). Diese Haltung erinnert an den heiligmäßigen Landpfarrer George Herbert⁴, der das ungedruckte Manuskript seiner Gedichte einem Freund vermachte mit der Bitte, es zu lesen und, wenn er überzeugt sei, es könnte anderen nützen, es zu veröffentlichen; wenn nicht, es zu verbrennen. Charles Williams war mit George Herberts Leben und Werk sehr vertraut, und in *Krieg im Himmel* findet sich eine Stelle, in der er auf den anglikatholischen Priester-Dichter anspielt. Da ist die Rede von dem Pastor ei-

4 Dazu: G. Kranz, George Herbert. Ein Dichter des Anglikanertums, in: *Hochland* 55 (1963), S. 235-246.

ner Nachbarpfarre, Herbert Rushforth: Er opfere sich ganz für die Kirche, halte Fasten, höre Beichte u.s.w. Er stamme von einer Seitenlinie der Herberts ab (vgl. 45). Rushforth und der Archidiakon sind Beispiele des idealen Priesters, wie ihn George Herbert in seiner Abhandlung *Der Priester am Tempel* schildert: »Ein Priester ist der Stellvertreter Christi ... Er ergänzt in seinem Fleische das, was am Leiden Christi fehlt, um Seines Leibes, der Kirche, willen ... Ein Priester soll tun, was Christus tat und auf Christi Weise.«

Der Gleichmut des Archidiakons ist ungewöhnlich. Seine Maxime lautet: »Man sollte sich nicht durch äußere Erscheinungen oder Zufälle aus dem Tritt bringen lassen. Der Gerechte täte das nicht ... Ob Morde oder Mäuse, das Prinzip ist dasselbe« (21). Danach verhält er sich. »Niemand hat den Archidiakon jemals aufgeregt gesehen« (40). Als er zufällig aus einer unveröffentlichten Forschungsarbeit erfährt, daß ausgerechnet seine eigene Dorfkirche den Heiligen Gral birgt, den echten Kelch, den Christus beim Letzten Abendmahle gebrauchte, bleibt er nüchtern und ruhig und sagt: »In einer Hinsicht ist der Gral natürlich unwichtig. Er ist ein Symbol, weniger nah an der Wirklichkeit jetzt als irgendein Meßkelch mit konsekriertem Wein« (37). »Dem Gefäß selbst legte er wenig Bedeutung bei« (41). Vielleicht handelt es sich um nichts als Phantasterei, sagt er sich mit gesunder Skepsis. Aber unabhängig von der Frage, ob der überzählige Kelch in seinem Sakristeischrank der Gral ist oder nicht, entschließt sich der Archidiakon, ihn zu hüten (vgl. 42). Denn der verdächtige Persimmons legt es mit List und Tücke darauf an, diesen Kelch in seinen Besitz zu bringen. Warum? fragt sich der Archidiakon. Er betrachtet den Kelch und spricht: »Auch das ist nicht Du« (50f.); ebenso einige Tage später, mit der Hinzufügung: »Aber auch das ist Du« (137).⁵ Der Wert des Grals ist relativ wie der eines jeden Meßkelches: Er verweist auf den Erlöser, ist aber nicht der Erlöser selbst und nicht das, wozu Er uns erlöst hat. Als der Archidiakon niedergeschlagen und des Kelches beraubt wird, ist er durchaus bereit, den Kelch – ob Gral oder nicht – fahren zu lassen, und lehnt es entschieden ab, die Polizei zu bemühen, um sein Eigentum zurückzuerhalten (vgl. 78). Er hält es für falsch, daß die Kirche die Macht des Staats für sich in Anspruch nimmt (vgl. 78; 49). Als ein Kriminalkommissar sich einschaltet, ärgert sich der Archidiakon darüber. Ebenso mißbilligt er es, daß einer seiner Freunde den blasphemischen Persimmons schlägt: »Wir müssen aufpassen, daß wir nicht ihm ähnlich werden ... Wir müssen gelassen bleiben« (135). Der Archidiakon »würde jede Reliquie hergeben, mag sie noch so wundervoll sein, um jemand eine Stunde Neuralgie zu ersparen«, und gibt den Gral, den er wieder in seinen Besitz gebracht hat, freiwillig heraus, damit eine Todesqualen leidende Frau geheilt wird (vgl. 184).

Des Archidiakons Gelassenheit ist Frucht eines Lebens des Gebets und der Betrachtung. Oft schließt er sich in sein Arbeitszimmer ein und verharret in Schweigen und Meditation (vgl. 236). »Durch lange Übung hatte er sich daran gewöhnt, in allen Umständen – in Gesellschaft oder allein, bei der Arbeit oder in der Ruhepause, beim

5 »This also is Thou; neither is this Thou.« Diese in Charles Williams' Werken häufig vorkommende paradoxe Formulierung meint, daß jedes Ding der Schöpfung auf den Schöpfer verweist und etwas von der Herrlichkeit des Schöpfers wiedergibt, aber (im Sinne der Negativen Mystik) nicht der Schöpfer selbst ist. Die erste Hälfte scheint von dem *tat-tvam-asi* (»du bist das«) der *Upanishaden* angeregt worden zu sein; vgl. Cf. Chând, Up. 6,6,6ff., in: *Encyclopaedia of Religion and Ethics*. Edinburgh 1974 (Nachdruck), Bd. I, Sp. 138a, und Bd. XI, Sp. 189b.

Sprechen oder beim Schweigen – sich in den Ort zurückzuziehen, in dem Tätigkeit geschaffen wird« (118). Oft erkennt er, daß es »nicht seine Sache ist, Aktivität zu entfalten, sondern des Bewegers aller Dinge zu harren« (234). In einer äußerst gefährlichen Situation, als die Hölle losgelassen ist, ruft er seinen Gefährten zu: »Macht euch zum Weg für den Willen Gottes! ... Betet, betet in Gottes Namen!« (139). »Die innere Kraft des Priesters ergriff die weniger geübten Kräfte seiner Gefährten und lenkte sie ...« (140). »Freude war ein viel zu kleines Wort für den Frieden, in dem sich der Archidiakon bewegte« (236).

Das Geheimnis dieses Friedens wird offenbar durch des Archidiakons Gewohnheit, bei den unwahrscheinlichsten Gelegenheiten leise zu singen. Er denkt an einen Mann, den er nicht ausstehen kann, und was tut er? Er singt: »O danket dem Gott aller Götter, denn Sein Erbarmen währet auf ewig« (43). Der erste Angriff auf den Gral ist soeben erfolgt, aber der Archidiakon singt vor sich hin: »Der allein wirket Wunder, denn Sein Erbarmen währet auf ewig« (48). Er wird von Persimmons eingeladen, in dem er mit Recht seinen Feind vermutet, und während er mit ihm zusammen einen Weg geht, singt er leise vor sich hin: »O danket dem Herrn, denn Er ist gütig; denn Sein Erbarmen währet auf ewig.« »Wie bitte?« fragt Persimmons leicht verwundert. »Nichts, nichts«, beeilt sich der Archidiakon, fast grinsend, zu beruhigen, »nur eine Improvisation. Wohl das schöne Wetter.« Persimmons fragt sich, ob der Archidiakon nicht ganz bei Troste sei (vgl. 81f.). In einem weiteren kritischen Augenblick in Persimmons' Haus gerät der Archidiakon fast außer sich vor Freude und summt seinen Dankpsalm (vgl. 116).

Wenn diese Gewohnheit einer Erklärung bedarf, so ist sie im 15. Kapitel von William Laws *Serious Call* zu finden: »Lebe so, daß dein Herz wahrhaft in Gott jubeln kann, daß es sich zum Lobe Gottes geneigt fühlen kann: Dann wirst du finden, daß dieser Zustand deines Herzens weder Stimme noch Ohr braucht, um eine Melodie für einen Psalm zu finden ... Singen ist eine natürliche Wirkung der Herzensfreude ... Möchtest du wissen, wer der größte Heilige in der Welt ist? Es ist jener, der stets Gott dankbar ist; der alles will, was Gott will; der alles empfängt als ein Beispiel für Gottes Güte, und dessen Herz stets bereit ist, Gott dafür zu preisen ... Der kürzeste, sicherste Weg zu aller Glückseligkeit und Vollkommenheit ist dieser: Mache es dir zur Regel, Gott für alles, was dir begegnet, zu danken und zu loben.« So weit William Law, der geistliche Meister des Charles Williams. Ich glaube, es ist klar, daß Williams die Gestalt des immer wieder spontan Gott Dank singenden Archidiakons als einen Heiligen verstanden wissen wollte.

Da jeder Heilige ein Nachfolger Christi ist und jeder Priester »ein anderer Christus«, leidet der Archidiakon am Ende sein eigenes Golgota. Er spürt, »daß die Macht, der gehorsam zu leben er sich langsam erzogen hatte, sich allmählich zurückzog und ihn verließ«. In dieser überwältigenden Verlassenheit sagt er sich: »Auch das bist Du« (240). Seine Feinde, die Satan dienen, binden ihn, legen ihn ausgestreckt auf den Boden eines engen Raumes und fangen an, ihn auf eine höchst teuflische Weise zu vernichten. »Er schrie verzweifelt zu Gott, und Gott hörte ihn nicht« (242). Wenigstens erschien ihm das so. Der Kreuzigung folgt auch hier die Auferstehung. Der Priester Johannes überwältigt die Magier und befreit den Archidiakon in letzter Minute. Höhepunkt und Schluß des Romans ist eine Messe in der Pfarrkirche zu Fardles, die der Priester Johannes mit dem geretteten Gral zelebriert, während der Archidiakon im Chorgestühl und seine Freunde und Kampfgefährten im Kirchenschiff anwesend sind.

Die Andächtigen sehen, wie der Archidiakon tot niedersinkt, und ihnen ist, als sei seine Seele mit dem entwindenden Gral und seinem Hüter, dem Priester Johannes, in den Himmel aufgenommen.

Aber das letzte Wort im Roman hat Mr. Batesby. Als er erfährt, daß der Archidiakon auf den Stufen des Altars gestorben ist, eilt er zur Kirche und sagt (wie üblich seine Bibelsprüche bis zum Unsinn durcheinanderbringend): »O je, o je! Wirklich betrüblich! ›Mitten in dem Leben ...‹ Der Archidiakon auch ... Abgehauen wie eine Palme und in den Ofen geworfen.«⁶ So läßt Charles Williams, der Ironiker, den Roman am Schluß vom Erhabenen ins Lächerliche und Banale umschlagen.

Soll ich zusammenfassen mit dem Satz: Es braucht allerlei Arten von Priestern, um eine Kirche zu machen? Nein. Das klänge, als käme es aus dem Munde von Mr. Batesby.

STELLUNGNAHMEN

SO VIEL UNBEHAGEN hat bei mir selten der Inhalt eines Heftes ausgelöst, wie dieses Heft über die *Resurrectio carnis* (1/90). Denn selten waren so viele blutleere spekulative Texte zusammengefügt. Ich bin davon überzeugt, daß die Verfasser maßlos enttäuscht wären, wenn sie »durch Zeitsprung« Zeuge der von ihnen behandelten Vorgänge würden. Was würde Antonio Sicari eigentlich am Grabe der Maria, das bis in die Kreuzzüge hinein frommen Pilgern gezeigt werden konnte, für eine Rede halten, wenn er doch meint, daß ihr konkretes Fleisch in die Welt der Dreieinigkeit aufgestiegen sei?

Auch der Beitrag Christoph Schönborns ist im wesentlichen durch Frömmigkeit geprägt. Es ist eine völlig unbelegte Behauptung, daß die Auferstehung der Toten etwas mit der Auferstehung Jesu zu tun habe. Paulus beginnt zwar damit, aber er behauptet selbst nicht, seine Vorstellungen von Gott offenbart bekommen zu haben. Daß die Jünger die Wundmale Jesu sahen, hatte offenbar nur die Ursache, daß dies das Erkennungszeichen seines Triumphes war. Viel eindrucksvoller hätten nämlich die Spuren der Geißelung sein müssen, die ja

durch die Leichenwäsche nicht hätten beseitigt werden können. Diese werden aber nicht erwähnt. Nun zu schließen, wir würden mit unserem konkreten Einzelkörper auferstehen, ist eine unzulässige Parallele. Offenbar hat der Autor bei dieser Spekulation einen edlen intelligenten Jüngling in den besten Jahren vor Augen, dessen Traum von der ewigen Jugend in Erfüllung geht. Er sollte seine Überlegungen über das Was und Wie der Auferstehung an einem durch Martern entstellten Märtyrer und an einem körperlich verkrüppelten Deiblen exemplifizieren. Denn es wird völlig außer Acht gelassen, daß der Mensch ein geschichtliches Wesen mit Veränderungen ist. Jesus konnte in der Gestalt vor seine Jünger treten, in der er gestorben war. Er war etwas über dreißig, und von seinem Leiden waren nur noch die Wundmale übrig. Aber die Menschen sonst? Der Leib im Todesaugenblick ist nicht der, den sich der Mensch für die Ewigkeit vorstellt. Wie sollen die ungeborenen Gestorbenen aussehen? Eine neue Erde mit Feten, mit von Waffen zerstörten Leibern, mit Greisen? Nichts ist unmöglich, aber eine selige Verheißung ist das nicht.

6 Vgl. Ps 92,13; Mt 3,10; 7,19 und 6,30.